

um Studienabschlussarbeiten der ZeichnerInnen handelt. Das Genre des Adoleszenzcomics scheint für diese Textsorte also prädestiniert zu sein. Giesas material- und kenntnisreiche Studie überzeugt insgesamt durch eine schlüssige Argumentationslinie, durch klar gegliederte Kapitel mit Ausführungen zur methodischen Vorgehensweise und abschließenden Resümees sowie durch einen verständlichen Schreibstil. Besonders hilfreich für die Vergegenwärtigung und Erschließung der zahlreichen Comiceispiele ist der 77 Seiten starke Bildanhang am Ende des Bandes. Es wäre wünschenswert, dass die vorliegende Dissertation nicht nur als Impuls für weitere Studien über Adoleszenzcomics dient, sondern den Anstoß gibt für eine längst überfällige medienübergreifende Erforschung von Adoleszenzerzählungen: vom literaturwissenschaftlichen Diskurs über den Adoleszenzroman über kultur- und filmwissenschaftliche Studien zum Coming-of-Age-Film bis hin zu den Game Studies und zur Comicforschung.

MICHAEL STAIGER



Hahn, Heidi / Laudenberg, Beate / Rösch, Heidi (Hrsg.): »Wörter raus!?!« *Zur Debatte um eine diskriminierungsfreie Sprache im Kinderbuch.* Weinheim u. a.: Beltz Juventa, 2015. 192 S.

Öffentliche Diskussionen über Kinder- und Jugendliteratur sind spätestens seit 2013 maßgeblich von der Debatte um eine diskriminierungsfreie Sprache geprägt. Diese entzündete sich an der Praxis des redaktionellen Veränderns von Kinderbüchern, die gemeinhin als ›Klassiker‹ wahrgenommen werden. Differenzierte Wortmeldungen waren selten, argumentiert wurde eher aufgrund persönlicher bzw. generationaler Erfahrungen, und so glitten viele Beiträge in Polemik ab, die in Denis Schecks ›Blackfacing‹ ihren Höhepunkt fand. Eine wissenschaftliche Publikation zu diesem Thema war längst überfällig.

Der von Heidi Hahn, Beate Laudenberg und Heidi Rösch herausgegebene Tagungsband »Wörter raus!?!« ist der erste Versuch in dieser Hinsicht. Er vereint unterschiedliche Positionen und Perspektiven auf dieses die Gemüter erhellende Thema; sie werden in drei Hauptgruppen unterteilt: »Wörter raus!?!«, »Wörter nicht raus!?!« und »Nicht Wörter raus, sondern Kommentare rein!?!«

Letzteres wird vor allem von Bettina Kümmerling-Meibauer und Jörg Meibauer vertreten, die in ihrem literatur- und sprachwissenschaftlich fokussierten Beitrag verschiedene Positionen gegenüberstellen und überzeugend für die erläuternde Fußnote plädieren. M. Moustapha Diallo setzt sich mit der Feuilletondebatte in der ZEIT, insbesondere mit dem Journalisten Ulrich Greiner, auseinander. Am Beispiel des viel rezipierten Leserbriefs einer neunjährigen Afrodeutschen verdeutlicht Diallo die Dringlichkeit der Auseinandersetzung mit sprachlicher Gewalt und fordert interkulturelle Dialoge anstelle von Abwehrhaltungen. Heidi Rösch befürchtet, die Entfernung diskriminierender Begriffe mache den Rassismus erst recht unsichtbar. In ihrem Beitrag zeigt sie anhand von Wolfgang Herndorfs Tschick (2010) und Dolf Verroens *Hoe mooi wit ik ben* (deutsch: *Wie schön weiß ich bin*, 2005), wie man im Literaturunterricht mit dem Thema Rassismus umgehen kann. Auch in dem Roman *The Day They Came to Arrest the Book* (1997) von Nat Hentoff, den Heidi Hahn betrachtet, wird ein Buch eingesetzt, um im Unterricht Rassismus zu diskutieren. *Huckleberry Finn* (1884) wird jedoch von einem der Schüler als diskriminierend empfunden und so wird dem Buch selbst der Prozess gemacht. Auf diese Weise literarisiert Hentoff den

Zwiespalt zwischen Freiheit und Schutz, worin Hahn eine »genuin demokratische Kommunikationsform« (114) sieht.

Autonomieästhetik steht bei Tatjana Jesch im Mittelpunkt. Sie geht davon aus, dass »sprachliche Modernisierung [...] das Überleben der kinderliterarischen Werke sichert« (80), weshalb auch die Überarbeitung von diskriminierenden Wörtern gerechtfertigt sei. Nora Sties verfolgt aus sprachwissenschaftlicher Perspektive die Sichtbarkeit verschiedener Formen von Beleidigungen in problemorientierten Bilderbüchern und deren Funktionen im jeweiligen Medium. Abschließend wünscht sie sich mehr Bilderbücher, in denen mit »Witz und sprachlicher Gewandtheit die Diskriminierenden selbst [bloßgestellt werden], anstatt aufgrund pädagogischer Bedenken die Schere an Texten anzusetzen« (136).

Roger Meyer spannt in seinem gut informierten und pointierten Beitrag einen großen Bogen, der von der europäischen Rezeption der sogenannten Hottentottenvenus und Johann Bernhard Basdows Elementarwerk (1774) über kolonialistische Jugendromane bis hin zu Gina Meyers *Die Wildnis in mir* (2011) reicht. Dabei stellt er heraus, wie kolonialistische und diffamierende Afrikabilder sowie hegemoniale Muster in Kinder- und Jugendliteratur bis heute wirksam sind, und betont zugleich die unzureichende Aufarbeitung von Deutschlands Kolonialvergangenheit. Svenja Blume befasst sich mit Übersetzungen von schwedischen Kinderbüchern und stellt im Rückgriff auf Riitta Oittinen und Göte Klingberg heraus, dass in der Debatte kulturelle Adaptionsprozesse häufig unberücksichtigt bleiben. Im Vergleich mit den schwedischen Ausgangstexten zeigt sich, wie sehr sich Übersetzungen von *Pippi Langstrumpf* (1945), *Hänschen im Blaubeerwald* (1901) und *Mama Muh* (erstmalig 1991) in ihren Auffassungen von Literatur, Erziehung und Kindheit unterscheiden. Schweden würde in den Übersetzungen idyllisiert, die Texte in ihrem Differenzierungspotential und ihrer Doppelsinnigkeit abgeschwächt.

Beate Laudenberg spricht sich gegen eine »Sprachpolizei« aus. Einerseits verweist sie mit erwachsenliterarischen Texten von May Ayim und Yoko Tawada auf das kreative Potenzial von Mehrsprachigkeit, andererseits zieht sie Kinderbücher von

Rafik Schami, Erich Kästner, James Krüss und Antoine de Saint-Exupéry heran, um zu zeigen, dass diskriminierende Wörter in Kinderliteratur auch in antirassistischen Kontexten vorkommen, weshalb sie nicht pauschal aus der Kinder- und Jugendliteratur verbannt werden sollten. Uwe-Michael Gutzschhahn schließt sich dieser Ansicht an und betont, dass Kinder schlau seien und daher historische Kontexte als solche erkennen würden. Außerdem könne man sie ohnehin nicht vor »schlimmen Wörtern« bewahren. Als AutorIn im 21. Jahrhundert solle man rassistische Beleidigungen jedoch nicht verwenden und auch voreilige Erklärungen von Erwachsenen hält er für gefährlich (170). Hermann Schulz, Autor und Leiter des Peter Hammer-Verlags, erinnert sich an die im Laufe der Jahre erfolgten Umbrüche bezüglich der Verwendung von rassistischen Wörtern in Kinderbüchern, weshalb er exemplarisch die Sensibilisierung der Gesellschaft in Deutschland in Bezug auf dieses Thema darstellt. Die Sammlung schließt mit dem Wiederabdruck eines literarischen Textes: Irena Brežnás *Brief an meinen schwarzen Sohn* (1988). Auch wenn die Debatte um das Verändern von kinderliterarischen Texten bereits 2013 ihren Höhepunkt erreichte, ist der Tagungsband noch immer aktuell, beschäftigt er sich doch mit alltäglichem Rassismus, wie er zum Beispiel im Zusammenhang mit Geflüchteten, mit »racial profiling«, den Wahlen in Europa und der US-amerikanischen Regierung intensiv diskutiert wird. Hier gibt es für die Kinder- und Jugendliteraturforschung noch sehr viel zu tun. Im Kern geht es bei der Kinderbuchdebatte um allgemeine Fragen des Miteinanders. Was wiegt schwerer: die freie Meinungsäußerung oder das Diskriminierungsverbot? Autonomie oder Anpassung an die jeweilige Zeit und Kultur? Der Band profitiert dabei von AutorInnen aus verschiedenen Berufsfeldern und der damit einhergehenden Diversität der Standpunkte. So hat man die Möglichkeit, sich über gut begründete Pro- wie Contra-Argumente zu informieren. Die unterschiedlichen Auffassungen zeugen davon, dass es hier – wie so oft – keinen »richtigen« Weg und damit auch keine einfache Lösung gibt. Vielmehr sind jede Leserin und jeder Leser aufgefordert, sich selbst eine Meinung zu bilden.

JULIA BENNER